

## Wo die Seele ihren Atem schöpft

- Eine rechte und eine linke Sprachhand -

Die Funktion der kulturtragenden deutschen Hoch- und Schriftsprache wurde im Mittelalter, überspitzt formuliert, fast ausschließlich durch das Lateinische wahrgenommen, das damals die dominante Sprache war, allgegenwärtig und alleingültig als Kommunikationsmittel der weltlichen Obrigkeiten, der Kirche und der Wissenschaft. Alle Bildung, vom Lesen – und Schreibenkönnen bis zur Buchgelehrtheit, war lateinisch. Entsprechend geringschätzig, sprachsoziologisch abwertend, war die Einstellung zur Volkssprache in ihren vielfältigen landschaftlich geprägten Erscheinungsformen. Als „Mundart“, wie es der Name schon sagt, zunächst der Mündlichkeit vorbehalten, brauchte sie lange Zeit, um seit dem 15. Jahrhundert in die uns geläufige Vorstellung der „Muttersprache“ (*materna lingua*, als Bezeichnung f.d. jeweils bodenständige Deutsch) hineinzuwachsen. Beides wirkt bis heute nach: Die geschriebene Hochsprache, nun in der Form des Hochdeutschen als übermundartlicher Standardsprache, besitzt nach wie vor einen bedeutenden Prestigewert; umgekehrt hat die sich in der Vergangenheit laufend verschlechternde, abwertende Einschätzung der Mundarten im deutschsprachigen Raum weithin zu deren mehr oder weniger fortgeschrittenem Niedergang geführt. Eine Erscheinung, nicht nur in Deutschland, sondern die aber auch in Ländern außerhalb der deutschen Zunge anzutreffen ist. Eine rühmliche Ausnahme bildet einzig die ohnehin mehrsprachige Schweiz, wo in den deutschsprachigen Kantonen das mundartliche Schweizerdeutsch (*Schwyzerdütsch*) kraftvoller denn je im allgemeinen Sprachgebrauch verankert ist. So stellt dies der bekannte Sprachforscher Willy Sanders, Professor für Deutsche Sprache und germanistische Linguistik in Bern, in seinem Buch „Was uns die Wörter verraten“ dar.

Der Autor erzählt zu diesem Thema eine amüsante 1000 Jahre alte historische Geschichte, die *Ekkehard IV.*, mittelalterlicher Mönch, Gelehrter, Dichter und Geschichtsschreiber des Klosters St. Gallen (980-1060) einst aufschrieb und die den Zeitungslesern nicht vorenthalten werden soll.

Ein Klosterknecht, dem die Betreuung der Kranken und Nettleidenden oblag, ein biederer „Deutschschweizer“, hatte damals (also vor 1000 Jahren) einen wohl churrätischen Romanen zu baden, einen „Welschen“ also. Dieser stellte sich gelähmt, um solcherart in den Genuß der Annehmlichkeiten klösterlicher Fürsorge zu gelangen. Aber die Sprache spielte ihm einen bösen Streich! Als ihm nämlich das Badewasser allzu heiß erschien (es muss vorausgeschickt werden, dass, „warm, heiß“ auf lateinisch „*calidus*“ heißt) da rief er in seiner volkslateinisch-romanischen Sprechweise: *Cald, cald est!* Der Knecht mag noch stolz darauf gewesen sein, ihn zu verstehen, und goss – wie hätte er anders? – heißes Wasser zu.

Jener schrie fürchterlich: *Ei mi ! Cald est, cald est!* – natürlich mit dem gleichen Erfolg, bis er die Hitze des kochenden Wassers nicht mehr zu ertragen vermochte und, ungeachtet seiner vorgetäuschten Lähmung, aus dem Bad eilte. Der hinzugekommene Ekkehard hat beide gescholten, den unverständigen Klosterbedienten wie den überführten Betrüger: *Teutonice et Romanice* – jeden in seiner Sprache, wie es sich in der vielsprachigen Schweiz eben wohl schon damals gehörte. Soweit die tausendjährige Begebenheit. -

Doch: Solche, wie bei dieser Anekdote zu Missverständnissen führende Wortbeispiele sind sicherlich – bis in die heutigen Tage keine Seltenheiten geblieben, denn die Wortbeziehungen zwischen dem Lateinischen und dem Deutschen entwickelten sich vielschichtig, weil man sich im Laufe der Zeit, zwar mit Lautunterschieden, gewisser lateinischer Wörter bediente, die alsdann aber ganz anders aufgefasst, auch gelegentlich gerade mit gegensätzlicher Bedeutung, in den deutschen Sprachschatz eingingen. Willi Sanders führt hierzu in seinem Buch Beispiele an: deutsch **Spinne** (*lat. Spina, Dorn*), **halb** (*albus, weiß*), **Kohle** (*collum, Hals*) – und eben halt auch das deutsche Bezeichnung „**kalt**“, obwohl das lateinische Wort, wie wir hörten, *cal(i)dus* = warm, heiß bedeutet. ...

Diese St. Galler Klostergeschichte führt, außer dem Seitenblick in den klösterlichen Alltag, zur Erkenntnis, dass sprachliche Kommunikationsprobleme keine Erscheinungen unserer Zeit sind, sondern dass es auch schon vor einem runden Jahrtausend im Zusammenleben von Anderssprachigen unter den Menschen Verständnisschwierigkeiten, bis zum krassen Missverstehen gegeben hat. Mehr noch, denn eigentlich war das doch schon immer so. Bereits die Bibel berichtet (Gen 11,1-9) vom Mythos des Turmbaus zu Babel, wo Gott den Menschen (danach damals ein Volk mit einer Sprache) als Strafe für ihren baulichen Hochmut die Sprache verwirrte, so dass keiner mehr den andern verstehen konnte – und sie anschließend in alle Welt zerstreute... - „Babel“ wurde so zum vielzitierten Sinnbild für die Vielfalt der Sprachen und Dialekte auf Erden. Übrigens folgt dieser babylonischen Sprachverwirrung im Neuen Testament (Apg 2,4) mit dem pfingstlichen Sprachwunder quasi das babylonische Gegenstück, als nämlich die Apostel „vom Heiligen Geist erfüllt, in fremden Zungen“ redeten – und plötzlich alle einander verstehen konnten.... - Man sieht an diesen Beispielen: Auch vor tausend und mehr Jahren, eigentlich seit eh und je, war das Sprachproblem kaum anders als heute. Und da leider nicht alle Menschen vom hl. Geist erfüllte Apostel sind, half damals und hilft heute zur Lösung dieses Problems nicht allein der Wille zur Verständigung, sondern nur die Kenntnis fremder Sprachen.

Wichtig ?

Zeifellos, denn schon J.W. von *Goethe* merkte treffend an:

*„Die Menschen werden weit mehr von der Sprache bestimmt, als die Sprache von den Menschen“.*

Und er fügte in „Dichtung und Wahrheit II6“ dazu an:

*„Jede Provinz liebt ihre Mundart, denn sie ist doch eigentlich das Element, in welchem die Seele ihrem Atem schöpft.“... -*

So gesehen leben wir heute eigentlich doch unter dem Dach der hochdeutschen Standardsprache mit der Vielzahl unserer gesprochenen Dialekte in einer Art von „**Mehrsprachigkeit**“. Und weil dank einer festzustellenden modernen Mundartwelle unsere Muttersprachen gerade heutzutage wieder eine erstaunlich gesunde Vitalität ausstrahlen, darf man getrost auf das sinnfällige Bild verweisen, mit dem **Hochdeutschen** sowohl eine rechte Sprachhand und mit der **Mundart** eine linke Sprachhand zu besitzen. Letztere liegt uns näher am Herzen und vielleicht stellte gerade deshalb schon *Wilhelm Busch* dazu fest:: „Um eine Sprache von Herzen sein eigen zu nennen, muss man etwas darin erlebt haben, etwas sehr Wichtiges – nämlich die Kindheit. **In diesem Sinne hab' ich zwei Sprachen:**

*Hochdeutsch und die Muttersprache*“ .

*Hubert Roth*